



Nr. 1.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1925.

Vollslced.

Von Heinrich Th. Bod.

Gen Seemann de wull fahren
Woll up dat Meer henut.
Ut ehren Blomengaren
Halt Rosen em de Brut.

Dree dunkelroe Rosen
Druck se em in de Hand:
„Nu lat de Wellen tosen,
Du kummt gesund an Land.“

„Nu do id wedderiehren
Na di wull totummi Jahr,
Schast mine Fro du weren.“
Sacht strafft he ehr dat Saar. — —

An töwt all wile Jahren
Up em dat junge Bloot,
Halt sommers ut den Garen
Dree Rosen rot, so rot.

Leit de up't Water glieben,
In Tranen fallt heraff.
De Wind, de leit dat Lrieben
Denn na sien Seemannsgraff.

Unsere hannoverschen und bremischen Abgeordneten

für die Nationalversammlung 1848-49.

(Unter Benützung der amtl. stenographischen Parlamentsberichte.)

Zusammengestellt von v. d. B. Böhle.

(Nachdruck verboten).

Die 26 hannoverschen Wahlkreise stellten mit Einschluß derjenigen Abgeordneten, die für ausscheidende eintraten, im ganzen 36 Abgeordnete für das Frankfurter Parlament. Für den Bremer Wahlkreis wurde der Abgeordnete Gebefohl gewählt. Auch den 18. hannoverschen Wahlkreis vertraten Bremer, zunächst Droge und nach ihm der Konsul D. S. Meier. Der Reichshandelsminister D. S. Meier, der eine Wahl für das Parlament abgelehnt hatte, war ebenfalls Bremer Staatsbürger. Aus Hamburg stammten 6 Mitglieder der Nationalversammlung.

Von den 36 Abgeordneten waren nicht weniger als 28 Juristen; dazu kamen 2 Gymnasiallehrer und 5 Kaufleute.

Der Nestor der hannoverschen Vertreter war der Abgeordnete des 17. Kreises, Friedrich Lang. Zur Zeit seiner Wahl war er bereits 70 Jahre alt; er leitete als Alterspräsident die erste und einen Teil der zweiten Sitzung der Nationalversammlung. Der Jüngste unter ihnen war Erwin von der Horst aus Rotenburg, der als Ersatzmann für Lang eintrat. Er zählte 1848 erst 25 Jahre. Vermutlich war er Mitglied der Linken; er war der einzige Hannoveraner, der dem Stuttgarter Rumpfparlament angehörte. 1863 wurde er Bürgervorsteher-Worthalter in Hannover. Er war Mitbegründer des Nationalvereins und warb 1866 für den Anschluß Hannovers an Preußen.

Wie stellten sich nun die hannoverschen Abgeordneten zur Kaiserwahl am 28. März 1849? Die beiden aus Stade stammenden

Abgeordneten, Freudentheil und Blas, stimmten für Friedrich Wilhelm IV. Ebenso die übrigen Hannoveraner, mit Ausnahme von Detmold, Deymann und Ahrens (21., 23., 9. Kreis), die ebenso wie Ludwig Uhlund und die Hamburger Seefischer und Pretis sich der Abstimmung enthielten.

Im folgenden mag nur über über die beiden Stader und über die aus Bremen stammenden Politiker näheres mitgeteilt werden:

1. Gottlieb Wilhelm Freudentheil wurde am 24. September 1792 in Stade geboren. Er ließ sich nach vollendetem Studium als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt nieder. 1831 war er bereits der liberale Vortführer in der Ständeverammlung, und in Frankfurt gehörte er der gemäßigten Linken (Westendholle) an. Vom Parlamentsbureau wurde er in die Kaiserdeputatoin (24 Mitglieder) gewählt, die unter Eduard Simons Führung nach Berlin reiste. In hervorragender Weise nahm er an den Besprechungen über die „Grundrechte“ teil, auch war er ein begeisterter Anhänger des Reichseinheitsgedankens. Als die hannoversche Regierung die Rückkehr der Abgeordneten aus Frankfurt forderte, gab er seinen Unwillen in beredten Worten Ausdruck. Neben seinen politischen Interessen stand in ihm die Sorge um das Wohl seines Standes. Auch einen Band Gedichte hat er herausgegeben. Er war Vertreter des 16. Wahlkreises.

2. Christian Heinrich Blas wurde vom 19. Wahlkreis entsandt. Er wurde 1812 in Verden, wo sein Vater Kaufmann war, geboren. Nach Absolvierung der Universitäten Jena und Göttingen, amtierte er zunächst an einer Privatschule in Wandsbeck, aber schon von 1835 an war er in Stade tätig. Mit noch einem anderen hannoverschen Abgeordneten, Gumbrecht-Lüneburg, gehörte er dem linken Zentrum an, dem sog. Württemberger Hof. Als Parlamentsmitglied arbeitete er hauptsächlich in der Kommission für das Unterrichts- und Volksbildungswesen. Auch er wehrte sich energisch in einer schriftlich niedergelegten Erklärung gegen die am 30. Mai 1849 verlangte Rückkehr der Hannoveraner. Es heißt darin: „Ich muß die Entscheidung der Frage, ob und wie lange ich mich an den weiteren Verhandlungen der Nationalversammlung zu beteiligen habe, meinem eigenen Ermessen vorbehalten.“ Blas wurde 1851 Leiter des Gymnasiums in Stade. Als Vorstandsmittelglied des bekannten historischen Vereins für Geschichte und Altertümer der Herzogtümer Bremen und Verden (jetzt Stader Geschichtsverein) hat er sich um die Geschichte unserer Heimat verdient gemacht.

3. John Albert Droge, geboren 21. Mai 1805 zu Lantenau bei Bremen, widmete sich dem Handelsstande; er verbrachte seine Lehrzeit in Bremen und Mexiko. Hier gründete er im Verein mit seinem Bruder ein Unternehmen, das er 1835 diesem allein überließ, während er in seine Heimat zurückkehrte. Mit dem bereits oben erwähnten Abgeordneten Gebefohl und mit D. S. Meier war er unablässig um die Ausbreitung deutscher Handels- und Seesinteressen bemüht, vor allem aber arbeiteten diese Männer in Bremen und Frankfurt für die Schaffung einer deutschen Flotte. Politisch stand er bei Heinrich v. Gagern (Casino). Seiner Neigung entsprechend wurde er in den Marineauschuß und in die Kommission für Arbeiter-, Handels- und Gewerbeverhältnisse gewählt. Schon am 21. Dezember 1854 raffte der Tod den unermüdlich schaffenden Mann dahin.

4. Konsul D. S. Meier war der Sohn eines Kaufmanns in Bremen, geboren 16. Oktober 1809. Auch er weitete seinen Blick im Auslande, indem er sein väterliches Geschäft in England und Amerika vertrat. Nach Bremen zurückgekehrt, wurde er durch das Vertrauen seiner Mitbürger zunächst in die Bürgerschaft und dann in die Bremer Handelskammer gewählt. Als nach 12jährigem

Bestehen die Ocean Steam Navigation Company im Jahre 1857 den Betrieb einstellte, hatten die Bremer bereits soviel Erfahrungen gesammelt, daß unter H. D. Meiers Führung noch im selben Jahre der Norddeutsche Lloyd gegründet wurde. Er wurde Vorsitzender des Aufsichtsrates, während die Leitung der Gesellschaft dem Direktor Crüsemann übertragen wurde. Meiers reichen Erfahrungen im Reedereigewerbe, seine Auslandskenntnisse und sein Arbeits-eifer förderten das junge Unternehmen so außerordentlich, daß die Gesellschaft eine ruhige und beständige Entwicklung nehmen konnte. Auch er wurde durch eine Ergänzungswahl mit Godeffroy-Hamburg und v. Reben in den Marineauschuß gewählt. Seinen beruhigenden und sachkundigen Ausführungen im Parlament war es zur Hauptsache zu danken, daß die von einigen Abgeordneten in höchster Erregung über den Schiffsraub der Dänen verlangten Kaperbriefe nicht ausgestellt wurden, weil, wie er ausführte, das aufblühende Auslandsgeßchaft mit Amerika und Indien dadurch aufs empfindlichste gehemmt worden wäre. Bei der Einweihung des Geestemünders Fischereihafens am 21. Juni 1862 hielt der nunmehr Senator gewordene Konsul H. D. Meier eine Rede im Salon der „Gansa“, wobei er sagte: „Wenn auch die traurigen Zeitverhältnisse die großen Anlagen zur Hebung des Weserhandels, deren Vervollendung nahe sei, dieselben augenblicklich fast überflüssig erscheinen lassen möchten, so sei doch zu hoffen, daß sie in Zukunft durch eine nicht geahnte Entwicklung des Verkehrs gerechtfertigt sein werden. Aber das Eine sei dabei notwendig, daß nämlich sämtliche Verwaltungen vereinet, frei von allen Nebenrücksichten bestrebt seien, dem Verkehr zu dienen und ihn zu fördern.“

Zum Schluß möge nur noch kurz die Tätigkeit des Abgeordneten Gevelohl-Bremen und des Handelsministers Dückwih Erwähnung finden:

5. Gevelohl. Als Vorsitzender des Marineauschusses hatte er starke Widerstände zu überwinden. Vor allem mußte er immer und immer wieder die Saumseligkeit einzelner Länder tadeln, weil sie mit den Marinebeiträgen im Rückstande waren oder sich überhaupt weigerten zu zahlen. Bei Gelegenheit der Beratung des Auswanderergesetzes und der Handelsflagge nahm er mehrfach das Wort.

6. Arnold Dückwih, geboren 27. Januar 1802 in Bremen, begründete nach seiner Ausbildung in England und in den Niederlanden 1829 ein eigenes Geschäft in Bremen. Sein Hauptinteresse wandte er der Einführung des Dampferverkehrs auf der Weser und der deutschen Zollunion zu. Als er 1841 Mitglied des Senats wurde, bemühte er sich erfolgreich um einen Vertrag mit Hannover zur Anlage einer Eisenbahnlinie zwischen Stadt-Hannover und Bremen. Ihm unterstand als Reichshandelsminister die erste deutsche Marine. Seine Pläne und Absichten darüber legte er 1849 in einer Schrift nieder, die betitelt war: „Ueber die Gründung einer deutschen Kriegsmarine.“ In seiner groß-angelegten Rede am 30. April 1849 in Frankfurt wies er alle Angriffe auf den langsamen Gang der Marineentwicklung zurück, indem er den Abgeordneten die gewaltigen Schwierigkeiten seiner Aufgabe vor Augen führte. Seine Arbeitsleistung wäre eines besseren Erfolges wert gewesen. Von 1849—1857 wirkte er wieder als Senator in Bremen und 1857 erfolgte seine Wahl zum Bürgermeister. Die Verehrung und Anerkennung seiner Wirkung in seiner Heimatstadt, die Dückwih von seinen Mitbürgern empfing, spricht am besten aus den Worten, die ihm am 14. August 1848 die Bürgerschaft Bremens bei seiner Berufung zum Reichshandelsminister mit auf den Weg gab: „... Ihre herzlichste Teilnahme folgt auf seinem neuen, schweren Wege dem verehrten Manne, dessen in unsern kleinen Verhältnissen bewährte, mit seltenem Talent gepaarte Berufstreue zu der freudigen Hoffnung berechtigt, daß in dem weiten Kreise, der jetzt seiner Tätigkeit sich öffnet, sein Wirken für ihn ruhmvoll und für das Vaterland gesegnet sein werde.“

Die letzten des Geschlechts derer v. d. Lieth auf dem Rittergute zu Stemmermühlen.

Von L. Behrens (Weberstedt).

(Nachdruck verboten.)

Das Rittergut zu Stemmermühlen bei Weberstedt (Kreis Bremerbörde), dessen jetziger Besitzer Herr Rauch ist, war vor vielen hundert Jahren im Besitze einer Familie von der Lieth, die in der engeren und weiteren Heimat in hohem Ansehen stand. Ein anderer Zweig des adeligen Geschlechtes derer von der Lieth hatte seinen Sitz in Alfstedt bei Weberstede, ein dritter in Fickmühl-Len. Die Sage erzählt, eine Bäuerin habe im Rittersaale zu Alf-luneberg gelegentlich einer Hochzeitsfeier den Fluch ausgesprochen: „Euer Haus sei verflucht und euer Geschlecht werde von der Erde vertilgt!“ Leider ist dieser gottlose Wunsch nur allzulebte in Erfüllung gegangen! Welch trauriges und erschütterndes Ende der letzte Stammhalter dieser angesehenen Familie genommen hat, soll im nachstehenden erzählt werden:

Der alte Rittergutsbesitzer Herr von der Lieth auf Stemmermühlen hatte nebst mehreren Töchtern nur einen einzigen Sohn. Der frühzeitige Tod hatte ihm seine liebe Gattin, den wohlgezogenen Kindern die gute Mutter genommen. Der herbe Verlust war ihm so zu Herzen gegangen, daß er sich nicht wieder verheiratete. Er blieb Witwer. Die einzige Freude seines Alters waren seine Kinder, sein einziger Sohn und Stammhalter war ihm besonders ans

Herz gewachsen. Entsprechend dem Wunsche seines Vaters studierte er in Leipzig die Staatswissenschaft. Die schöne Zeit der langen Ferien verlebte der junge Student auf dem Gute seines Vaters. Nach beendetem Studium und bestandener Prüfung erwartete der alte Herr sehnsüchtig die Rückkehr seines Sohnes. Am folgenden Tage ritt der Herr auf die Anhöhe von Tabun. Von hier aus hat man einen weiten Blick auf die Straßen nach Wellen und Weberstedt, von woher der Sohn kommen mußte. Aber so oft er den Ritt machte, so oft war er vergebens. Seine suchenden Augen konnten den erwarteten Sohn nicht hersehen. Die spannende Sehnsucht blieb immer ungefüllt.

Zuletzt tröstete sich der Vater damit, daß sein Sohn im Kreise seiner Studienfreunde und der Professoren eine Abschiedsfeier veranstalte oder bei guten Bekannten gelegentlich der Durchreise zu Besuch sei. Da endlich kam die erfreuliche, neue Hoffnung erweckende Nachricht, daß das Gepäck seines Sohnes in Osterholz angekommen sei. Der Vater war vor Freude außer sich, denn nun bestand die berechtigte Hoffnung der baldigen Heimkehr des jungen Gelehrten. Man hatte alles zum Empfange vorbereitet. Dem Sohne zur Bewillkommnung hatte man eine Ehrenforte gebaut. Sein Zimmer war schön gereinigt und wurde tagtäglich gelüftet. Diener des Hofes waren mit Pferd und Wagen nach Osterholz geeilt und hatten die Koffer in Empfang genommen und in das Zimmer des Sohnes gestellt. Der alte Herr von der Lieth betritt es jeden Tag und malt sich schon im Geiste die Freude des Wiedersehens aus.

Aber der Sohn erscheint immer noch nicht.

Da kommt eines Tages die Magd, die für Ordnung und Sauberkeit des Zimmers aufzukommen hat, erregt angelauten und berichtet, daß sich im Zimmer des jungen Herrn ein unangenehmer abscheulicher Geruch bemerkbar mache. Anfanglich will man es nicht glauben, man bringt der aussagenden Behauptung der Magd kein Vertrauen entgegen. Doch wird der üble, ekelerregende Geruch von Tag zu Tag schlimmer, und schließlich findet man, daß der Geruch vom Koffer des jungen Herrn ausgeht.

Schnellstens wird aus dem benachbarten Weberstedt ein Schlosser herbeigerufen, der den Koffer öffnen muß, und — o Graus! Welch schredlicher Anblick! Vor ihnen im geöffneten Koffer liegt die zerstückelte Leiche des jungen Herrn von der Lieth.

Der alte Vater wird vom Schlage getroffen, und die umstehenden Schwestern sinken ohnmächtig zu Boden. Der harte Schicksalsschlag warf den unglücklichen Vater aufs Krankenlager; nach wenigen Wochen folgte dem ermordeten Sohne auch der untröstliche Vater zur letzten Ruhe. Die von der Behörde sofort angestrebten Nachforschungen über die entsetzliche Tat verliefen wieder mal, wie in so vielen ähnlichen Fällen, völlig ergebnislos. Und noch heute ist der Mord unaufgeklärt und wird es bleiben. Der Mörder hat sich längst vor dem himmlischen Richter verantworten müssen. Der letzte Träger desselben Namens von der Lieth war zu Grabe getragen. Nur an alten Grabsteinen, Kirchensteinen und in verstaubten Kirchenbüchern unserer engeren Heimat liest man noch den Namen dieses einst so bekannten, geachteten und geehrten Adelsgeschlechtes.

Ihre Besitzungen sind in fremde Hände übergegangen.

Die alte Bremer Bürgerwehr, ein Bild in vergangene Zeiten.

Von Erich Kinderbater (Bremerhaven).

(Nachdruck verboten.)

Vor mir liegen vergilbte Blätter, die mit verschnürtesten Schriftzügen die Aufzählung tragen „Exercier-Reglement für die Bürgerwehr Bremens“. Der Umschlag ist mit einer gedruckten Titel vignette beklebt, eine Lithographie von C. M. Wenglein, die auf die Bedeutung der Bürgerwehr Bremens hinweist. Da liegen vor einer großen, an die Freiheitskriege erinnernden Trommel gekreuzte Säbel. Zwei drapierte, merkwürdigerweise das Kreuz der Deutschritter tragende Fahnen, sind gekreuzt und von Lanzen, Hellebarden und Bajonetten umgeben, während die mittlere Fahne ein Schild, von heraldischen Löwen gehalten trägt, das Helmzier und Bremer Schlüssel schmückt. Als Jahreszahl ist 1840 vermerkt. Das war also zu jener Zeit, als noch in Bremen die Torsperrre bestand, die ja erst 1848 aufgehoben wurde. Bremen war, wie man am Gewölbe des 1563 erbauten Verdentores lesen konnte, („Bremen was ghebedchtig (vorsichtig) laht neiet (nicht) mer (mehr) in as erer (ihrer) mechtig.“) die vorsichtige Stadt, die sich aber vor allem auf die Fähigkeit seiner Bürger stützte. Was man doch am Extertor die treffende Inschrift: Civilas pro saxisset moenibus inclementium virtute munienda est quos si jungat concordia, nullus potest esse murus inexpugnabilior“ zu deutsch: „Die Stadt muß statt durch Steine und Mauern durch die Tapferkeit der Bewohner besetzt sein. Wenn diese die Eintracht verbindet, kann keine Mauer fester sein.“ So schlossen sich zum Schutze ihrer Stadt die Bremer in der Bürgerwehr zusammen, die Unruhen unterdrücken und für Ruhe und Ordnung sorgen sollte, wenn, wie so oft in früheren Jahrhunderten, die Fackel des Aufruhrs lobend die Menge entfachte.

„Ein Aufruhr, angeflammt in wenig Augenblicken, ist eben auch sobald durch Klugheit zu erlösen.“

sagt Goethe in dem wenig bekannten Gedichte: „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“ (1774) und diese Klugheit der Befehlshaber der Bürgerwehr fand ihren Niederschlag in einem ausführlichen Exercierreglement, von dem heute zu plandern, von mehr als

einem Gesichtspunkte aus interessant ist. Nächst man alle die bis ins Einzelne gehenden Vorschriften genauer durch, so kommt man unbedingt zur Ueberzeugung, daß Schiller in „Wallensteins Lager“ wahrspürt, wenn er sagt: „Das Wort ist frei, die Tat ist stumm, der Gehorsam blind!“ Unbedingter Gehorsam wurde von jedem Bürgerwehrmann verlangt. In 14 eingehenden Kapiteln sind die Vorschriften niedergelegt, die für den Bürgerwehrmann galten. Man braucht ja nur einmal zu beachten, was über die „Stellung“ des Wehrmannes gesagt wird, ich meine das Wort in ursprünglicher Bedeutung. „Sie soll,“ so sagt das Reglement, „natürlich, frei und ungezwungen sein!“ Wie diese Ungezwungenheit ausfällt, wird genau festgelegt. „Die Absätze sind auf eine Linie und so nahe aneinandergefest, als es der Körperbau des Mannes erlaubt, die Fußspitzen sind gleichweit auswärts gedreht, so daß die Füße etwas weniger als einen rechten Winkel bilden, die Knie zurückgezogen, ohne sie steizubalten, der Leib senkrecht auf den Hüften, die Brust und der Oberleib sind etwas vorgebracht, die Schultern zurückgelegt, nachlässig gesenkt und in gleicher Höhe, die Arme längst dem Leibe hängend, die Ellenbogen nahe am Leibe, die Handballen ein wenig auswärts gedreht, die Finger flach aneinander ausgestreckt hinter der Hosennaht liegend, der Kopf ist gerade und ungezwungen, das Kinn gegen den Hals gezogen, ohne ihn zu bedecken, der Blick frei vor den Mann hin, nicht auf den Boden geheftet.“ Ich erwähne dieses typische Beispiel bürokratischer Kleinsucht, um zu kennzeichnen, wie „ungezwungen“ ein Wehrmann stehen konnte. Wurde er zum Marsch veranlaßt, so maß der gute Schritt zwei Fuß vier Zoll von Faden zu Faden gerechnet; sowohl im Paradeschritt (75 Schritte in der Minute), als auch im Geschwindschritt (108) und im Lauffchritte (140).

Ja, ja, das Kommando „Marsch!“ Wie wurde es vollführt? Auf das Kommando „Marsch!“ wird der linke Fuß lebhaft, doch ohne zu schlenkern, zwei Fuß vier Zoll vorwärts vom rechten gebracht, das Knie gespannt, die Fußspitze ein wenig gegen die Erde gebogen und bleibt mit dem Knie auswärts gedreht; zu gleicher Zeit wird der Oberleib vorgenommen und der Fuß ganz flach und flachte in der Entfernung, wo er sich vom rechten befindet, auf den Boden gesetzt; die ganze Schwere des Körpers ruht jetzt auf dem linken Fuße. Sowie der linke Fuß völlig flach niedergelegt ist, hat der rechte Fuß den Boden zu verlassen, das rechte Bein wird lebhaft hervorgezogen, mit der Fußspitze nahe am Boden, doch ohne ihn zu berühren, vorbeigestrichen und der Fuß auf die nämliche Weise und in der nämlichen Entfernung, wie bei dem linken erklärt worden, niedergelegt.“ Ist das nicht eine köstliche Probe spießbürgerlich-kleinlichen Geistes? Und so gehen die Vorschriften über Ausbildung ohne Gewehr weiter. Und dann gab man dem Bürgerwehrmann die Waffe in die Hand. Die Stellung mit dem Gewehr beim Fuß, Schulterts-Gewehr! Ab's Gewehr! Auf'n Arm's Gewehr! Tragt recht's's Gewehr! Tragt links's Gewehr! Hoch's Gewehr! Schulterts's Gewehr! Präsentiert's Gewehr! Aufsteck's Bajonett! Absteck's Bajonett! Bebeck's Gewehr! An die Seit's Gewehr! Fällt's Gewehr! sind einige Proben der Gewehrkommandos, die aber immer noch zu dem weniger gefährvollen Dienste der Bürgerwehr gehörten, denn noch war das Schießfeßen nicht geladen. Wie geschah das? „Zur Erlangung der notwendigen Sicherheit ist es zweckmäßig, bei allen Übungen in Tempos laden zu lassen.“ Commando: „Compagnie soll laden — Lad't!“ Und nun gab es fünf Aktionen. Nehmen wir die dritte hinaus: „Auf „Drei“ holt die rechte Hand die Patrone aus der Patronentasche, und zwar so, daß sie das zugekehrte Ende derselben mit dem Daumen und den ersten Finger anfaßt. Die Patrone wird mit erhobenen Ellenbogen an den Mund gebracht, so, mit Niederdrücken des Ellenbogens, abgebissen, die Pfanne beschüttet.“ Auf „Vier“ wurde die Pfanne geschlossen. Pulver zu verschütten war ein Kapitalverbrechen und auf „Fünf“ trat der Ladstoch in Tätigkeit. Und dann gings an das „Feuern“. „Fertig! Schlagt an! Feuer! Lad't!“ Das waren die Tempo-Kommandos, wenn weiter gefeuert werden sollte, sonst hieß es „Seht ab! Sahn in Ruh!“, dann war für den Bürgerwehrmann meist der gefährvolle Dienst zu Ende.

Die Griffe der Unteroffiziere und Gefreiten mit dem Gewehre, die Griffe mit der Regimentsfahne und die Griffe der Offiziere mit dem Degen waren Gegenstand genauester Instruktion. Von der Ehrerbietung gegen die Fahne handelt § 42, der besagt: „Der Fahne als dem höchsten Ehrenzeichen der Bürgerwehr muß mit der höchsten Achtung und Ehrerbietung begegnet werden. Derselben werden die höchsten militärischen Ehrenbezeugungen erwiesen.“ Ein zweiter Abschnitt des Exerzier-Reglements handelt von der Ausbildung eines Trupps, ein dritter von der Aufstellung des Bataillons und Bewegungen mit demselben. Da gabs Avanciren, Retiriren, Contremarsch, Rückwärts-Distance-Marsch und wie alle die schönen Marschkommandos noch hießen. Das Kommando „Quarré plein“ war eine Verteidigungsstellung, damit die „Angriffscolonne schnell eine nach allen Seiten zur Verteidigung befähigte Masse“ bildete. Es wurde aufgehoben durch das Kommando: „Angriffscolonne formiert!“

So erzählen uns die alten Blätter von der Disziplin, der sich freiwillig der Bürger unterordnete und künden uns von Zeiten „da der Großvater die Großmutter nahm“. Aber alle diese Verordnungen waren doch im Grunde genommen getragen von dem Geiste echter Vaterlandstreue und Heimatliebe. Und deshalb wollen wir rückerinnernd den Geist unserer Väter achten, wenn er uns auch heute ein wenig eigenköpfig anmutet. Wie sagt doch Joh. Wilsch. Lubw. Gleim 1769 in seinen Sinnsprüchen?

„Schilt auf dein Vaterland, du edler Denker nicht!
Ist's nicht nach deinem Sinn ein Ländchen auf der Erde,
So mach' es dir zur Pflicht,
Zu sorgen, daß es einst nach deinem Sinne werde!“

Als Ort für die Übungen der Bürgerwehr kam die Bürgerweide in Frage, jahrhundertlang der wertvollste Landbesitz der Stadt Bremen, die sie von Altersher besessen hatten. Das Verdrängen mit Vieh gegen eine geringe Abgabe war lange Zeit das Vorrecht der „Altstädter“, die nach dem 1865 daselbst stattgehabten 3. deutschen Bundesschießen und nach einer 1866 erfolgten Erweiterung auf ihr ursprüngliches Recht verzichteten und so den Raum für Bremens schönen Bürgerpark freigaben.

Klootschießen.

Von August Hinrichs*.)

(Nachdruck verboten).

Klootschießen — ein solches Fest gibt es auf der weiten Welt sonst nirgends als hier.

Der Amtmann hat es verboten gehabt, es wurde zu hoch gewettet, und hinterher wurde getrunken, gespielt und geprügelt, ein, zwei, drei Tage und Nächte, bis alles im Wirtshaus zertrümmert, die Köpfe zerbeult, Arme oder Beine gebrochen und Fässer und Flaschen so leer waren, daß kein Tropfen mehr auslief. Aber was vermag der Amtmann, ja der Graf selbst gegen den einmütigen Willen eines hartnäckigen Volkes?

Man kennt hier kein fröhliches Kirchweihfest — selten nur werden neue Gotteshäuser gebaut, die alten stehn achthundert, neunhundert, fast tausend Jahre — Nohig und trozig aus Fingerringen getürmt, nicht hoch, aber mächtig und schwer. Einzelne hat Wilhelmus noch selber gegründet, so heißt es. Aber frag einen Menschen, wem sind sie geweiht, diesem Heiligen oder jenem — er steht dich verwundert an — keinem, nur Gott. Und kein freundliches Fest schlingt bunte Blumen und Bänder um das verwitterte Gemäuer — es ist den Menschen hier eine ernste Sache um ihren Gott. Streng und gewaltig spricht er zu ihnen im Brausen des Meeres, das Tag und Nacht an die Deiche rollt, erhaben und groß geht sein Atem über die Ebene dahin. Man muß sich mühen um ihn, niemand wirft er das Brot umsonst in den Schoß, und er segnet nur die Menschen mit hartgearbeiteten Händen. Aber da er so sichtbar seine Macht offenbart, so ehrt man ihn willig, und nirgends sind die Gesichter der Menschen so feierlich ernst und strenge beim Gottesdienst als hier in diesen ungefügen Mauern, in denen Fenster wie Schießscharten sind und Türen aus armdicken Bohlen.

Kein, ein Kirchweihfest gibt es hier nicht. Und auch kein lustiges Vogelschießen, wie es bei einem heiteren Menschen Schlag Abbild ist. Aber der aufgelaute Strom eines Volkstums, so kraftvoll und zäh wie kein zweites, schwillt an und brodelst, im Raun gehalten, so lange im Stillen fort, bis irgendein Anlaß die Dämme zerreiht und die überschäumenden Kräfte in wildem Sturz sich ergießen. Und dann mag verbieten, wer will —!

*

Der Winter ist diesmal früh gekommen, er bringt wenig Schnee, aber eine scharfe und bittere Kälte, die alle Gräben und Tümpel bis auf den Grund gefrieren läßt. Die weiten Marsch-wiesen sind fest und hart wie ein Brett; die Sonne steht wohl am Himmel, aber sie ist bleich und kalt, und der Ostwind läßt die Palme unter seinem eisigen Atem wie Glas zersplittern.

Am Nikolaustag läuft ein Duzend Männer auf Schlittschuhen, mit ihren Radstöcken bewaffnet, über die Aue ins Friesische hinein nach dem nächsten Kirchdorf. Dort hängt vor dem Krüge unter dem großen Wirtshauschild eine faulstidde Kugel über der Straße — die reizt sie, wie das rote Tuch den Stier. Sie schlagen lärmend ihre Stöcke aneinander, reißen die Kugel herunter und treten in den Krug.

„Hallo,“ schreit Gerd Tormälen, der Führer, „wo ist mein alter Freund Dubbe Tiarks?“

„Hier hoct er,“ tönt eine rauhe Stimme vom Feuer her, und eine mächtige Gestalt reckt sich hoch, „hab' lange genug auf euch gewartet, ich dachte schon, ihr würdet es doch wohl nicht wagen.“

„Hast du immer noch dein großes Maul?“ lacht Gerd, „sieh her, hier ist eure Kugel, wir nehmen den Wettkampf an und setzen drei Tonnen Bier — Amt gegen Amt — ist's euch recht?“

„Topp, es gilt,“ sagt Dubbe Tiarks und schlägt in die dargebotene Hand. Dann trommelt er auf den Tisch und brüllt: „Kröger, den Grogfessel her! Und wenn du heute einen einzigen Tropfen Wasser hineintust, dann schlage ich dir alle Knochen im Leibe zusammen — in acht Tagen ist Klootschießen.“

Am anderen Tage ist es in allen Dörfern bekannt, und jetzt mag geschehen in der weiten Welt, was will — man hat keinen Sinn mehr für andere Dinge. Gerd Tormälen, der Obmann, bekommt die Seinen kaum noch zu Gesicht, so viel hat er zu tun

*) Diese glänzende Schilderung jenes uralten niederdeutschen Kampfspiels gibt Hinrichs in seiner neuesten Dichtung „Die Hartjes“ (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig, 391 Seiten. In Leinenband 5 Mark). Prachtvoll erdnahe ist dieser niederdeutsche Roman, von Aberglauben und dunklen Sagen durchschattet, voll leidenschaftlicher, sinnfroher Menschen.

und zu ordnen. Hier Werfer sind ausgewählt — die besten aus dem ganzen Amt, und Jung und Alt kennt ihre Namen. Da ist zuerst Dode Frers, einen Kopf länger als alle andern, auf hundert Schritt wirft er den Klot noch ins Seemontor, dann Bernd Bruns, bedächtig und breit, der sicherste Werfer, kein Klot ist ihm jemals misglückt, dann der kleine, sehnige Lütje Viers, ein Specht, dem niemand die gewaltigen Würfe zutraut, und endlich noch Goy — der Hartjebur.

Endlich ist der große Tag da.

Aus dem ganzen Lande sind die Menschen zusammengekommen, von weit und breit her; lange Wagenreihen stehen im Dorf, und immer noch strömt es heran. Draußen auf den kahlen Marschwiesen tummelt sich eine dichte Menge, Männer, Frauen und Kinder; da ist niemand zu alt oder zu jung, wer seine Beine noch rühren kann, will heute dabei sein. Schneidend pfeift der Wind über das flache Land; trotz der dicken Schafpelze, der wollenen Decken und den mit Stroh ausgepolsterten Holzschuhen klappern manchem die Bähne, aber niemand weicht vom Fleck.

In dem weiten Ring, den die Menschenmasse in unerschütterlicher Ruhe umschließt, arbeiten Gerd Tormälen und Dubbe Tiarks, die beiden Bahnweiser, mit ihren Helfern. Gerd, von Taille mit dicken Schafspelzen umwickelt, trägt eine Pelzkappe, die ebenso schwarz ist wie sein wüster Bart; und da Mund und Nase vollständig darin verschwinden, weiß niemand, ob er eigentlich vor- oder rückwärts geht. Dubbe Tiarks hat so viel Kittel aus selbstgestrickter Wolle übereinandergesogen, daß seine Arme immer noch schräg zur Seite stehen, wenn er sie hängen läßt. Seine Beine sind mit Pelzen umschürt, er gleicht einem Grönlandsfahrer und geht unbeholfen und schwerfällig wie ein Eisbär über das Feld.

Es ist ein wichtiges Amt, das die beiden haben. Aber wer sie sieht, wie sie die Bahn jetzt prüfen und die richtige Stelle zum Abwurf suchen, immer die flatternde Fahne fest in der Faust, lähn und stolz und ihrer Würde bewußt, der wird sie bewundern als die Könige ihres Volkes.

Die ersten Abwurfstellen liegen für beide gegeneinander. Von hier aus müssen die vier Werfer jedes Amtes, immer in derselben Reihenfolge, den Klot übers Feld bringen, der nächste dort abwerfend, wo die Kugel des ersten liegen geblieben ist.

Um den Werfern einen sicheren Anlauf zu geben, sind starke Bretter auf die Erde gelegt, und darüber wird die fünfzehn Ellen lange, eigens für diesen Zweck geflochtene Binsenmatte gerollt. Der kluge Gerd Tormälen hebt das eine Ende der Laufbahn durch ein paar untergelegte Klöße, damit der Schwung sich beim Abwärtslaufen vergrößert; aber er bemerkt zu seinem Verdruß, daß Dubbe Tiarks denselben Kniff angewandt hat.

Ein Trompetenstoß schmettert übers Feld. Die beiden Bahnweiser treten die Wurflänge ab, genau nach jedem einzelnen Werfer bemessen. Sechszundneunzig Schritt nimmt Gerd Tormälen für Dode Frers, der heute den ersten Wurf haben soll; dann macht er Halt und sucht eine Stelle, die eben genug ist, um den Schwung der aufprallenden Kugel nicht zu hemmen und sie richtig weiterzuleiten. Dort pflanzt er sich mit seiner Fahne hin — genau hier soll die Kugel aufschlagen. Dubbe Tiarks wählt für seinen Werfer denselben Platz.

Jetzt ein neuer Trompetenstoß.

Dode Frers ist auf die Matte getreten. Er wirft seine Jacke ab, dann fliegen Schuhe und Mütze beiseite. Auf seinen grauen Wollstrümpfen läuft er prüfend die Matte hinunter, und jetzt zieht er den Klot aus der Tasche, die kleine bleiburchgossene Kugel aus Eschenholz, und wiegt sie in der Hand.

Dann reckt er seine lange Gestalt. Nur in Hemd und Hose, mit aufgestreiften Ärmeln und offener Brust, steht er da und spürt nicht den schneidenden Frost. Jetzt — sie halten den Atem an — jetzt beginnt sein Arm zu kreisen, jetzt ein langsamer Schritt — noch einmal — noch einmal — jetzt schneller, blitschnell — ein reißender Lauf, ein Sprung und ein Wirbeln des Armes — dann ein Aufsteigen und fröhliches Lachen. Ein Probelauf nur, und die Kugel blieb fest in der Hand. Da geht Dode zurück.

Jetzt ist er warm, und er wiegt sich in federnden Knien. Und nun preßt er die Lippen zusammen, er sieht nach dem Ziel, nach dem flatternden Fähnchen da drüben. Die Fahne neigt sich ihm zu, und seine scharfen Augen klammern sich daran fest — nicht nur seine Augen, alle seine Sinne, seine Nerven, jede Faser seines Körpers spürt einen Funken hinüber und reißt das Ziel zu sich her. Und jetzt reckt er sich hoch, das Gesicht verzerrt wie in grimmiger Wut, und jetzt, jetzt — wie atemlos still — man hört jeden Schritt seiner Füße mit dumpfem Schlag auf der Matte, man hört seinen leuchtenden Atem und das Knirschen der Sehnen, man hört diesen letzten gewaltigen Ruck mit dem Pfeifen des saufenden Armes: Da! Aus tausend Kehlen ein Schrei, und hoch durch die Luft schießt die Kugel dahin wie ein Vogel im Blau.

Drüben sieht Gerd Tormälen sie nahn; aber er weicht nicht vom Fleck, er reckt ihr die Fahne entgegen, er reißt sie mit den Augen heran — hierher, hierher, so — jäh springt er zur Seite, und die Kugel pfeift neben ihm nieder, schlägt auf die glatte gefrorene Erde gerade auf den günstigsten Fleck, springt ab und saust weiter, in mächtigen Sähen die Gruppen übersiegend, dann hüpfend und kollernd — sie „trällt“, und endlich auslaufend in ruhiger Bahn.

Aber sie lief nicht allein — kaum hat sie beim ersten Aufschlag die Erde berührt, so fährt ein Sturm in die Menge und reißt sie

der Kugel nach. Mit wildem Geschrei anfeuernd: „Nisch up — Glen herut!“, hehend und jagend stürzt alles, was laufen kann, toll hinterdrein. Und kaum hebt Gerd Tormälen die Fahne dort, wo die Kugel liegen blieb, in die Höhe, so ist er umringt von brüllenden Menschen; hundert Arme recken sich hoch, hundert Fäuste wollen den Fahnenstang mit umklammern, und wer ihn nicht erreicht, der schlägt mit dem Stock über die Köpfe hinweg an das Holz und tost und schreit, was er kann. Ja, das war ein Wurf!

Dode Frers wird gepflegt wie ein Kind. Man hat ihm die Holzschuhe mit glimmenden Kohlen gewärmt, man hält ihn in Decken und Pelze und streift ihm die doppelten Handschuhe über, und dann schlürft er den dampfenden Tee. Man klopf ihm die Schultern, den Rücken, und umarmt und drückt ihn von allen Seiten, bis er sich beim Trinken verschluckt und wütend mit dem Fuß um sich stößt.

Aber rasch hat er Lust, als abermals ein Trompetenstoß dröhnt und der erste Ostfries die Matte betritt.

Man kennt ihn, es ist Zibbe Jülfs, ein Kerl wie ein Baum, ebenso groß wie Dode Frers, und man weiß, er wirft gut. Er hat eine andere Art — er blickt sich ganz tief, wie zum Sprung, die Faust mit der Kugel nach hinten gestreckt, dann beginnt es zu kochen in ihm, sein Gesicht verzerrt sich, die Halsmuskeln treten wie Stränge hervor, und plötzlich macht er einen rasenden Sprung vorwärts und schleudert den Arm in so tollem Wirbel herum, daß sein ganzer Körper mit einem wilden Schrei aufwärts gerissen wird. Mit furchtbarer Wucht saust der Klot durch die Luft.

Drei Schritte kürzer wirft Zibbe als Dode Frers, aber so flach, daß der Klot beim Aufschlag kaum gehemmt wird und nun um so besser zu trillen vermag. Wild stürmt die Menge ihm nach — jetzt schlägt er auf hartes Eis und überschlägt eine Grube — jetzt wirft ein Erdklumpen ihn hoch in die Luft — jetzt hat ihn ein Schneeloch gehemmt — dann endlich ist seine Kraft erschöpft, und er läuft sich tot, wenige Schritte neben dem andern, fast ebenso weit.

Wieder tosender Jubel, Gebrüll und Geschrei und inmitten des wimmelnden Schwarms das Klappern der Stöcke am hochgehobenen Fahnenstang, denn auch die Ostfriesen haben ihre Freunde mit hier, und ein guter Wurf wird immer von Freund und Feind gleich stürmisch begrüßt. Auch Zibbe wird umringt und gepflegt, genau so wie Dode Frers.

Die nächsten Werfer müssen dort beginnen, wo die Kugeln liegen geblieben sind, und während nun die Bretter und Matten von der ersten Abwurfstelle herangezogen und neu aufgebaut werden, wogt und schwirrt es wie ein Bienenenschwarm übers Feld. Leidenschaftlich werden die Würfe besprochen, die Werfer gelobt und getadelt; Tee und Genever erhitzen die Gemüter noch mehr, und der Lärm der „Käfler“, die alles besser wissen und jedem gute Ratsschläge geben, schwillt immer mehr an. Mancher, der zu Hause keine zehn Worte am Tage spricht, hat sich in einer halben Stunde schon heiser geschrien.

Die grauhaarigen Alten besprechen frühere Feste — die Namen der großen Werfer haften im Gedächtnis des Volkes länger, als die Namen der Grafen und Fürsten.

Und schon beginnt man zu wetten, die kleinen Leute um einen Taler oder zwei, andere um eine Kuh oder ein Pferd, und nicht wenige, die es sich leisten können, um tausend Taler oder mehr. Was schert sie heute der Born des Pastors und das strenge Verbot einer besorgten Obrigkeit? (Fortsetzung folgt.)

Menschen, Tiere und Geräte im niederdeutschen Sprichwort.

(Nachdruck verboten.)

1. Der Mann.

Datt is'n goden Keerl, de walt deist; awern Schelm, wenn he 't seggt.

As de Mann is, wart em de Wust brat.

As de Mann, so de Kram.

Mannshand haben, sä de Keerl, do harr he sin Wis prügelt.

'n olen Keerl un 'n old Berd sünd de Stä nich wert; 'n ole Fro un 'n ole Roh samt de Wertschaft to go.

De Mann mutt woll allens eten awer nich allens weten.

'n dunen Keerl möt'n mit'n Föhr Heu ut'n Weg fahren.

Dat is'n Keerl as Justhanschen, lett sid up beide Sann' treden.

Dat 's 'n goden Keerl, frett tien Bessensteels un stippt tien Stubendörn in'n Koffi.

'n Keerl as'n holten Seergott.

De arme Keerl! Dätt nich mal Stroh datt he sin Lils brennen kann!